

Interview

Jochen Schimmang über das Verschwinden

Frage: Glauben Sie, der Schriftsteller hat eine Rolle oder eine Funktion in der Gesellschaft? Und welche Rolle wäre das?

Schimmang: Der Autor hat insofern schon eine Aufgabe, weil das Schreiben selber – auch wenn man es nicht glaubt, weil so viele Leute schreiben – eine verschwindende Tätigkeit ist. Eine, die immer mehr marginalisiert wird. Deshalb glaube ich, dass der Schriftsteller heutzutage die Aufgabe hat, erst mal das Schreiben selber zu retten, zu wahren, zu verteidigen und dass er – und damit wäre wir dann auch bei meiner Poetik – ohnehin die ganz wesentliche Aufgabe hat, Untergehendes oder schon Untergegangenes zu retten, zu bewahren. Für mich hat Literatur die Aufgabe, sich um das, was verschwindet oder schon verschwunden ist, zu kümmern.

Frage: Insofern ist der Autor für Sie auch ein Chronist? Die historische Vergangenheit also als Geschichte gedacht, die Geschichtenerzähler erzählen□...

Schimmang: Ja, er erzählt eine Geschichte. Er bewahrt vielleicht auch irgendwelche Gegenstände auf oder Atmosphären. Es gibt ja ein Buch der verschwundenen Gegenstände, und wenn ich sage, das Schreiben selber ist ein verschwindender Akt, will ich auch einen entsprechenden Text von Vilém Flusser nennen. Ein Band von ihm heißt Gesten. Darin geht es um die Geste des Pfeifenrauchers, um die Geste des Zeichnens. Daran angeschlossen hebt die Geste des Schreibens, oder die Geste der Schrift, darauf ab, dass das Schreiben ein verschwindender Akt ist und dass diese Geste den glücklichen Wenigen, den happy few, vorbehalten ist, die es machen. Nicht, weil sie damit irgendetwas bewirken. Flusser wandelt den lateinischen Spruch »navigare necesse est«, also dass Seefahrt Not tut, in den Spruch ab, dass das Leben nicht notwendig ist, das Schreiben aber wohl.

Frage: Für ihn persönlich?

Schimmang: Nein, dieses Credo ist nicht nur für ihn persönlich gemeint, weil Glaubensbekenntnisse darauf beruhen, dass sie für alle gelten sollen. Und dann ist es eine Frage der Gewichtung. Zurück zur Ausgangsfrage: Ich bin mit dem Chronisten einverstanden, aber er reicht mir nicht aus. Für mich ist das rettende Moment, das aufbewahrende Moment wichtig. Natürlich tut ein Chronist nichts anderes als aufzubewahren und zu archivieren. Aber ich denke, dass eigentlich der Archivar die entscheidende Figur in meiner Poetik ist. Ich habe in dem Roman ›Carmen‹ sogar einen Protagonisten, der ein Archivar ist. Dass es da hauptsächlich um seine erotischen Verstrickungen geht, steht auf einer anderen Seite.

Frage: Ein Chronist kann einfach nur das Verschwinden in seiner Chronik protokollieren und dem Geschehen ansonsten emotionslos gegenüberstehen, ein Archivar bemüht sich zu bewahren. Und das ist ja auch das Hauptmoment in Ihren Büchern: das Verschwinden in allen Facetten und auch das Verschwinden als Prozess. ... Motivisch gesehen ist es immer der Prozess des Verschwindens, gegen den gekämpft wird, was natürlich auch schnell lächerlich werden kann. Einfach, weil es grundsätzlich lächerlich ist, sich darum zu bemühen, weil es hoffnungslos ist□...

Schimmang: Wenn man sich gegen etwas wehrt, hat das natürlich immer ein lächerliches Moment. Spätestens dann, wenn klar ist, dass das, wogegen man sich wehrt, auf jeden Fall siegen wird. Es ist natürlich lächerlich, sich gegen die Globalisierung zu wehren. Aber es ist

unverzichtbar, sich gegen bestimmte Erscheinungsformen der Globalisierung und somit gegen die Globalisierung zu wehren. Natürlich hat das immer etwas Tragisch-Komisches. Und man darf auch nicht vergessen, dass es darauf ankommt, wie blutig ernst es ist. Wo man nicht mehr in Nischen flüchten kann, da ist es blutig ernst und da geht es letzten Endes auch nicht mehr um das Verschwinden, sondern um die Vernichtung. Wer sich nicht wehrt, wird einfach vernichtet. ... Ich habe zum Beispiel im zarten Alter von vierzehn und fünfzehn Jahren etwas gemacht, was man in diesem Alter eigentlich noch nicht tun sollte, nämlich die gesamte Suche nach der verlorenen Zeit von Proust gelesen. Ich habe sie auch danach noch mal gelesen. ... Und die Lektüre von Proust war offensichtlich etwas, was meinen Blick auf Welt unheimlich geprägt hat. Bei Proust geht es ja genau darum, dass etwas verschwindet oder verschwunden ist und auf irgendeine Form gerettet oder wieder heraufbeschworen werden muss.

In Prousts Fall durch das Schreiben – und eben nicht, indem man eine Tasse Tee trinkt und eine Madeleine darin eintaucht. Das ist ein Trick, der erst durch die Lektüre von Proust funktioniert, aber in der Normalität eben nicht funktioniert. Ich denke, dass dieses Erlebnis ein wesentlicher Motor ist oder eine Weichenstellung war. ...

Frage: Sie haben eben gesagt, dass Schreiben selbst eine Tätigkeit ist, die eigentlich im Verschwinden begriffen ist. Könnten Sie noch mal genauer darauf eingehen?

Schimmang: Die Geste des Schreibens ist natürlich auch an die Geste des Lesens gekoppelt. Und das heißt, dass eine bestimmte Form des Lesens eben auch verschwindet. Das hängt mit dem Begriff und dem Aufkommen der Informationsgesellschaft zusammen, dass man lesend sich Sachen nur noch aneignet, weil man etwas wissen will. Das ist aber nicht die ursprüngliche Geste des Lesens. Die ursprüngliche Geste des Lesens von Romanen oder Literatur hat etwas mit Verschwendung zu tun und nicht mit einer zielgerichteten und konzentrierten Aneignung. Lesen hieß Zeitverschwendung und Eskapismus, sich abwenden von der Welt, während jedes Informationslesen ja gerade ein Zuwenden ist. Und diese Geste verschwindet eben auch oder ist nur noch bei einer gewissen Minderheit da.

Auszug aus: Martin Bruch, Natalie Meißner, Kai Splittgerber, Franziska Walther, Archivar der verschwundenen Dinge. Ein Werkstattgespräch mit Jochen Schimmang, Edition Pächterhaus, Hildesheim, Dezember 2008. © Fotos: Teja Sauer